

Jugendliche in der Stadt

Jugendliche stören in der Stadt, Jugendliche brauchen die Stadt, oder, die lebendige Stadt braucht Jugendliche?

Jugendlich sein oder Jugendlicher sein?

Ein bisschen paradox ist es ja: Wir leben in einer Gesellschaft, in der das jugendliche, dynamisch-aktive Auftreten einen hohen Stellenwert hat. Der 'wohlanständige' Bürger, der sich jugendlich gibt ist ein anerkanntes Vorbild – im Stadtbild in der Werbung ständig präsent. Der 14jährige Jugendliche, voller Widersprüche auf der Suche nach einem eigenen Lebensentwurf kann sich sehr unbeliebt machen, im Stadtbild ist er ohne 'sinnvolle' Beschäftigung zunehmend unerwünscht.



In wenigen Jahren eine 'bedrohliche Zusammenrottung'?

Was bedeutet es, in unserer heutigen Zeit Jugendlicher zu sein? Welche Zeitspanne umfasst der Status Jugendlicher und welche speziellen Anforderungen stellen sich heutigen Jugendlichen?

Jugendzeit ist ein sich ständig verlängernden Zeitraum, so Klaus Hurrelmann, Professor für Sozial- und Gesundheitswissenschaften in Bielefeld, bekannt für seine zahlreichen Publikationen im Bereich Sozialisationsforschung. Die Pubertät verlagert sich im Lebenslauf nach vorne, der Übergang ins Erwachsenenleben, das Gründen einer eigenen Familie verzögert sich

immer weiter oder wird ausgelassen. Der Übergang in ökonomische Unabhängigkeit – ein charakteristisches Merkmal des 'Voll-erwachsenen' - kann oft wegen Arbeitsplatzmangel nicht vollzogen werden.

„Die Lebensphase Jugend verliert ihren von 1950 bis 1990 typischen Charakter als Übergangsphase von der abhängigen Kindheit in die unabhängige Erwachsenenzeit. (...) Hierdurch entsteht eine eigenartige Mischung aus Selbständigkeit und Abhängigkeit, aus Selbst- und Fremdbestimmung, die hohe Spielräume und zugleich auch Zwänge für die Lebensgestaltung mit sich bringt.“ (1)

Bei der Bewältigung dieser neuen Lebensanforderungen sind die Jugendlichen häufig auf sich gestellt. Die Familie als soziale Schutzzone mit zentralen erzieherischen und sozialisatorischen Funktionen ist mittlerweile sehr eingeschränkt und steht neben zahlreichen anderen Bildungs-, Konsum- und Freizeiteinrichtungen:

„Die traditionellen Sozialisationsinstanzen haben ausgedient und sind unglaublich geworden, sie wurden durch Gleichaltrigen-Straßencliquen, neue Subkulturen und kommerzielle Mode- und Freizeitangebote ersetzt.“ (2)

Nach Hurrelmann wächst die Zahl der Jugendlichen, die durch die Anforderungen bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgaben überlastet sind.

„Viele, wahrscheinlich sogar die meisten, der sozial, psychisch und körperlich „auffälligen“ Verhaltensweisen sind Symptome für Überforderungen. (...) Sie drücken die Probleme aus, die Jugendliche bei der Entwicklung und Aneignung des

Körpers, der Entfaltung von Individualität und Identität, der sozialen Integration in die verschiedenen Lebensbereiche der Gesellschaft und der Assimilation mit der physischen Umwelt haben.“ (3)

Die Bedeutung der Stadt für Jugendliche

Nach dem Konzept der ökologischen Zonen von Bronfenbrenner (1981) findet die Entwicklung im Kontext zwischen Mensch und Umwelt statt. Je reichhaltiger die Anregungen der sozialen Umwelt sind, desto stärker unterstützen sie eine differenzierte Persönlichkeitsentwicklung. (4) Im Idealfall erschließt sich der Jugendliche sein soziales und ökologisches Umfeld in konzentrischen Kreisen. Vom unmittelbaren Raum, der Familie, über die Nachbarschaft zu spezifischen Einrichtungen bis hin zu weiter entfernten Angeboten baut der Jugendliche sein Verhaltens- und Rollenrepertoire immer weiter aus.

Grenzüberschreitungen und Provokationen sind dabei entwicklungstypisch. Wer die Regeln übertritt, lernt etwas über die Gesellschaft und die bestehenden Regeln. Die Stadt könnte und war es in der Vergangenheit auch, ein wichtiger Ort für Jugendliche sein, über die Welt zu lernen und sich in die bestehende Gesellschaft einzufügen.

Phillip Aries, französischer Historiker, beschreibt dies in seinem Aufsatz „Das Kind und die Straße“ sehr treffend. *„In der Vergangenheit gehörte das Kind ganz selbstverständlich zum städtischen Raum, mit oder ohne seine Eltern.“* Heute ist die Straße, der städtische Raum ein gefährlicher Ort geworden. Das Kind wird von der Straße geholt und

in das Haus oder die Schule eingesperrt. „Welche ungeheure Veränderung für die an Freiheit bzw. Freizügigkeit der Straße gewöhnten Kinder und Jugendlichen, die bei ihrer Arbeit und ihren Spielen fortan von produktiven Tätigkeiten ferngehalten, der eigenen Verantwortung beraubt und der erzieherischen Zucht unterworfen werden.“ (5)

Durch den modernen Städtebau in den letzten Jahrzehnten und dem Leitbild der Funktionstrennung haben sich die Lebensbedingungen in Städten radikal verändert.

In der seit einigen Jahrzehnten konsequenten Trennung zwischen Wohnen und Arbeiten sehen einige Fachleute mittlerweile ein Hauptproblem heutiger Städte. Wurden Anfang des 20. Jahrhunderts mit diesem Leitbild zahlreiche Missstände beseitigt, so ist man aber mittlerweile über das Ziel hinausgeschossen. Es ist ein entscheidendes Missverständnis, *„mit der Beseitigung der baulichen und sozialen Missstände gleich auch noch die unbestreitbaren Qualitäten der Kommunikationsmaschine Stadt gedanklich über Bord zu werden. Man hat nicht nur Kinderarbeit abgeschafft, sondern zugleich jeden Kontakt der Kinder mit der Arbeitswelt. Man hat nicht nur die Jugend von der Straße geholt, sondern zugleich die Straße als Begegnungsraum und Drehscheibe von Stadtkultur und Zivilgesellschaft sich selbst überlassen.“* (6)

Der öffentliche Raum, früher ein wichtiger Ort der Kommunikation,

Kinder brauchen Stadt - die Tübinger Erklärung

- 1.) Kinder und Jugendliche haben in den vergangenen Jahrzehnten den wichtigen Erfahrungsraum Stadt und Straße verloren.
- 2.) Öffentlicher Raum ist wichtig, weil dort Kinder und Jugendliche Formen des Zusammenlebens unter Menschen erfahren und erproben können.
- 3.) Spielstraßen, Kinderhäuser, Schulen und Jugendtreffs sind ohne Anschluß an die Welt des Arbeitens und Wirtschaftens nicht in der Lage, die Neugier, die Lust der Selbstdarstellung und die Freude am eigenen Tätigsein zu befriedigen.
- 4.) Kinder brauchen in der Stadt die Möglichkeit, unkompliziert zwischen dem Kontakt mit ihrem Familienangehörigen und ihrer öffentlichen Welt hin und her zu wechseln.
- 5.) Jugendliche brauchen annehmbare Treffpunkte, mitgestaltbare Konsum- und Kulturangebote und gleichzeitig unverbindlichen orientierenden Zugang zu Arbeits- und Ausbildungsstätten.
- 6.) Gerade durch die Explosion der Telemedien ist die Gesellschaft auf den Stadtteil als Fixpunkt des Austauschs und der unmittelbaren Auseinandersetzung mehr denn je angewiesen.
- 7.) Jede Entscheidung in der Stadt hat Auswirkungen auf das Wohlbefinden von Kinder und Jugendlichen. Deshalb müssen sich Städtebau, Jugendhilfe und Pädagogik schleunigst von dem Ideal perfekter, aber segmentierender Lösungen freimachen

des sozialen Lernens, des Aufeinanderprallens verschiedener Kulturen verschwindet.

„Mit dem Verschwinden des öffentlichen Raums wird aus der Stadt, die einmal eine zivilgesellschaftliche Konfliktbearbeitungsmaschine war, ein staatlich aufrechterhaltener Konfliktvermeidungsapparat.“ (7).

Wenn das Hauptgestaltungselement heutiger Städte die Trennung von Funktionen ist, wird

daraus von vielen Stadtbewohnern zunehmend der Anspruch entwickelt vor jeglicher Störung geschützt zu werden.

„Aus der funktionalen Segmentierung wird stillschweigend der Anspruch auf auch soziale Segregation abgeleitet.“ (8)

Denn: je mehr ein Quartier allein die Funktion des Wohnens hat umso höher werden die Ansprüche an Ruhe. Vor allem ein ständig wachsendes Sicherheitsbedürfnis führt dabei zu immer stärkeren Ausgrenzungen und Verdrängungen gerade von Jugendlichen, aber auch ausländischen Mitbürgern oder anderen Menschen, die aus der ‚Norm‘ fallen. Werner Lindner, Sozialwissenschaftler mit den Schwerpunkten Jugendproteste und Jugendgewalt dazu:

„Der nicht zielgerichtete Aufenthalt im öffentlichen Raum, z.B. Schlendern in der Fußgängerzone, Ausruhen auf Parkbänken, wird (...) nur in übergenu und akkurat abgegrenzten Kontexten als harmlos



bewertet. Wo abweichende Verhaltensweisen Irritationen auslösen, ergeben sich typische Anlässe für Argwohn, Mißtrauen und Verängstigungen“ (9).

Dabei führt Lindner aus, dass das Unsicherheitsgefühl und die Kriminalitätsfurcht in der Bevölkerung viel größer sind, als es sich über die registrierte Kriminalität rechtfertigen lässt. Das Verständnis von Stadt wird zunehmend neu formuliert: *„zeichnet sich die demokratische Stadt durch eine klare Unterscheidung von privatem und öffentlichem Raum aus, der allen zur Verfügung steht, so wird öffentlicher Raum immer mehr auf eine gute Öffentlichkeit beschränkt.“ (10)*

Jugendliche, die ja gerade durch Grenzüberschreitungen und Provokationen über sich und die Gesellschaft lernen stehen im städtischen Raum immer häufiger unter ‚Generalverdacht‘.

„Was immer Jugendliche anstellen, es wird entweder verboten oder sofort vermarktet. Wo Jugendliche vornehmlich als bedrohliche Meute oder kriminelle Bande wahrgenommen werden, gilt eine Jugendclique (...) nicht mehr als eine produktive Form des Umgangs Jugendlicher miteinander, sondern primär als gefährliche Subkultur. Stehen Jugendliche zusammen, erzeugen sie im öffentlichen Meinungsbild als „Zusammenrottung“ Angst und

Bedenken – tun sie das nicht, trifft sie die Diagnose der Isolation, Vereinsamung oder Lebensuntüchtigkeit.“ (11).

Kinder und Jugendliche brauchen Stadt

Lindner setzt diesen Erkenntnissen sein *Konzept der urbanen Kompetenz* gegenüber. Er regt eine öffentliche Debatte darüber an, was Stadt eigentlich ist. Kann es überhaupt funktionieren, ein Verständnis bürgerlicher Vorort-Idylle auf die gesamte Stadterfahrung überzustülpen? Urbane Kompetenz bedeutet für ihn städtisch mit der Stadt umzugehen.

„Urbanität ist keine Heile-Welt-Utopie; die Stadt ist immer beides: (...) Ort der Anonymität und Ort der Identifikation. Die Aufgabe besteht darin, diese in möglichst fruchtbarer Spannung zu erhalten.“ (12).

Genau hier setzt das Tübinger Stadtentwicklungsprojekt „Französisches Viertel“ an. (Weitere Informationen auf der Homepage: <http://www.tuebingen-suedstadt.de/2.0.html>)

1995 wurde in Tübingen im Zusammenhang mit dem Stadtentwicklungskonzept ein Workshop mit verschiedensten Fachleuten durchgeführt. Daraus

entstand die Tübinger Erklärung ‚Kinder brauchen Stadt‘. (vgl. Andreas Feldtkeller, Stadtentwicklung und Soziale Arbeit). Die Fachleute waren sich einig, dass Stadtentwicklung in hohem Maße politisch steuerbar ist.

Das Stadtentwicklungskonzept ‚Französisches Viertel‘ versucht bewusst, die städtebauliche Zielvorstellung der Nutzungsmischung umzusetzen. Damit ist eine funktionale Mischung (also eine Verflechtung von Wohnen und Arbeiten, aber auch Versorgung und Freizeit), eine soziale Mischung (nach sozialen Einkommensgruppen, Haushaltstypen und Lebensstilgruppen) und eine baulich-räumliche Mischung (Gestaltung) gemeint. Es entsteht eine ‚Stadt der kurzen Wege‘. Kleine und mittlere Betriebe sind in unmittelbarer Nachbarschaft zu unterschiedlichen Wohnkonzepten. Öffentliche Straßen und Plätze bekommen wieder die Bedeutung als Begegnungs- und Aufenthaltsraum.

In Tübingen hat dieses Konzept zu einer erstaunlichen Nachfrage nach dieser Stadt der kurzen Wege geführt.

„Die Aufgabe ist nicht eine kinder- und jugendgerechte Stadtplanung, sondern eine Stadt-Planung, die diesen Namen wirklich verdient, indem sie sich um eine wirklich urbane Stadt kümmert.“ (13)



Unaufwändiger aber offensichtlich beliebter Treffpunkt in Wien

Fußnoten:

- 1-Hurrelmann S. 8
- 2-Farin, S. 204
- 3-Hurrelmann, S. 10
- 4-vgl. Hurrelmann S. 56
- 5-Aries, S. 81
- 6-Feldtkeller, S.81
- 7 ebd. S. 79
- 8-ebd. S.78
- 9-Lindner, S. 50
- 10-Frehsee, S. 145f
- 11-Lindner, S. 54
- 12- ebd. S. 58
- 13 Feldtkeller, S. 85